

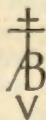
FRIEDRICH PERCYVAL RECK · MALLECZEWEN +

TAGEBUCH  
EINES  
VERZWEIFELTEN

G. 80

FRIEDRICH PERCYVAL RECK-MALLECZEWEN, Fritz Percy

TAGEBUCH  
EINES  
VERZWEIFELTEN



BÜRGER-VERLAG  
LORCH/WÜRTT.-STUTTGART

1947



und dieses Tagebuch: „Das Tagebuch eines Verzweifelten“, wie Reck es mir gegenüber in langen Gesprächen zu benennen pflegte.

Hätte Fritz Reck die Stunde der Befreiung erlebt, er würde sicherlich an zahlreichen Stellen seines Tagebuches die verbessernde Hand angelegt haben. Ich, dem Frau Irmgard Reck die Verwaltung des literarischen Nachlasses ihres Mannes anvertraut hat, fühle mich weder berechtigt noch berufen, einschneidende Veränderungen vorzunehmen. Ich habe mich bei der Durchsicht lediglich darauf beschränkt, einige allzu kräftige, dem Haß und der Verzweiflung entsprungene Ausdrücke und Epitheta zu streichen oder abzuschwächen, wie solches der Verfasser sicherlich selbst getan haben würde, sowie in einigen Fällen statt der ausgeschriebenen Namen nur die Initialen stehen zu lassen. Alles andere blieb unverändert. Der Leser soll spüren, unter welchem seelischen Druck, unter welcher ständigen Gefahr für Freiheit und Leben diese im Mai 1936 begonnenen Bekenntnisse entstanden sind. Wer das empfindet, wird dem Autor sicherlich manche Schärfen nachsehen. Trotz ihrer Unausgeglichenheit werden diese Blätter immer einen wichtigen Beitrag zum psychologischen Begreifen der Seelenstimmung liefern, in der wir Intellektuelle, die wir nach unseren schwachen Kräften den Nationalsozialismus von Beginn an bekämpften, uns befanden.

Reck starb als wahrer Christ. In dem letzten Brief, den er hart vor seinem Tode an seine Frau richtete, findet sich folgender Satz, den wohl niemand ohne Rührung und Bewunderung zu lesen vermag:

„... wollt ihr mein Andenken ehren, so vergeltet Böses mit Gutem, ja mit tätiger Hilfe.“

B i c h l (Oberbayern), am 3. November 1946.

D r. C u r t T h e s i n g,  
geb. 21. April 1879 in Danzig.

gängliche frühe Arbeit über Theokrit, nicht an die Tatsache zu erinnern, daß er schließlich System in die Ahnungen einer ganzen Generation gebracht hat: wer ihm je begegnet ist, weiß um den Nimbus des Bedeutsamen, der auch in seinen schwachen Stunden nicht zerriß, um dieses Stück besten humanistischen Schulmeisterturns, das in ihm fortlebte, um dieses Antlitz, aus dem der Stoizismus spätrömischer Porträtbüsten einem entgegenblickte.

Ob er je den Einbruch der Irrationale erkannt hat, die nun an den Gehegen unseres Lebens erscheint... ob er geahnt hat, daß der von ihm verkündete Untergang des Abendlandes tatsächlich doch nur den Untergang der in den letzten vierhundert Jahren vom Renaissancemenschen geschaffenen Welt bedeutet: ich weiß es nicht. Sein Verhängnis war, daß er, mitten in seiner Bahn, in Abhängigkeit von der schwerindustriellen Oligarchie geriet und daß diese Abhängigkeit mit der Zeit auch sein Denken zu beeinflussen begann: ich wenigstens weiß beim besten Willen nicht, wie man die 1922 im zweiten Bande des „Unterganges“ ausgesprochene großartige Prophetie von der bestimmenden Zukunft des Dostojewskischen Christentums in Einklang bringen will mit jener technokratischen Apodiktik, die seine späteren Werke füllt. Seine Tragik war, daß eine höchst intellektualistische und... ich möchte sagen privatdozentenhafte Trauer ihn hinderte, an Götter, geschweige denn an Gott zu glauben. Seine Schüler haben ihn in dem Augenblick verlassen, wo er, um 1926 herum, seinen Frieden mit der deutschen Gegenwart machte: nicht etwa mit den Nazis — ich wüßte keinen, der sie, beim Schlafengehen, im Traum und beim Erwachen, so gehaßt hätte wie eben er —, wohl aber mit jenen berittenen Kaufleuten von der Ruhr, die nach dem Sturz der Monarchie sich zu den eigentlichen Herren im Staate gemacht hatten und die Spenglers Sehnsucht nach patrizischer und auch hedonistischer Lebenshaltung bereitwillig entgegenkamen. Die Schwungkraft jenes Geistes, dem wir die Visionen seines ersten Werkes verdanken, war gebrochen in dem Augenblick, wo die Raben... nicht die des heiligen Antonius, sondern



stechereien und Pferdediebstählen vorstellte, ist bei aller Schlaueheit dumm wie ein Ofenrohr — von jener Dummheit des Herzens und Gewissens nämlich, die sich mit Gerissenheit durchaus paaren kann und keineswegs eine Entschuldigung, sondern ein Laster ist. Um übrigens auf die Röhmaffäre zurückzukommen: so scheint es, als habe der große Manitou bei seinem Apachenvorstoß auf Wiessee an einigen seiner Gegner das Amt des Henkers allerhöchsteigenhändig vollzogen. Andererseits höre ich, daß das eine dieser Opfer — es dürfte Heines gewesen sein — wutbrüllend und mit der Pistole in der Hand sich zur Wehr setzte, mit der Waffe seinen Reißaus nehmenden Herren und Meister Hitler über die Treppen verfolgte, bis der Flüchtende durch Zuschlagen einer eisenbeschlagenen Bodentür sich in Sicherheit brachte. Für einen jungen Staat ein ganz netter Start im hamletischen Stil — ein Auftakt, der für die Zukunft allerlei verspricht. —

Ich inzwischen, an meinem Buche über das Münsterer Wiedertäuferreich arbeitend, lese in tiefer Erschütterung die mittelalterlichen Berichte über diese echt deutsche Häresie, die in allem und jedem... ja selbst in den lächerlichsten Einzelheiten eine Vorläuferin der nun von uns erlebten gewesen ist. Wie das heutige Deutschland, so löst für Jahre sich auch jener Münstersche Stadtstaat völlig aus der zivilisierten Welt, wie Nazideutschland, so verzeichnet er durch lange Zeiten Erfolg über Erfolg und erscheint unbezwinglich, um schließlich in einem ganz unerwarteten Augenblick und sozusagen über eine Bagatelle zu stürzen...

Wie bei uns, so ist auch dort ein Mißratener, ein sozusagen im Rinnstein gezeugter Bastard der große Prophet, wie bei uns kapituliert vor ihm, unbegreiflich für die staunende Umwelt, jeder Widerstand, wie bei uns (denn jüngst erst haben in Berchtesgaden verzückte Weiber den Kies verschluckt, auf den er, unser allergnädigster Zigeunerprimas, soeben seinen Fuß gesetzt hatte!)... wie bei uns also sind hysterische Weiber, stigmatisierte Volksschulmeister, fortgelaufene Pfaffen, arrivierte Kuppler und Outsider aller Berufe die Hauptstützen



ton und Paukenkrach eines der nun alltäglichen Feste feierte, in einem gewohnten Hotel am Bahnhof nicht unter, ich fand ein Notquartier in der Altstadt gegenüber einem Schulhaus, in dem man jetzt, in den Ferien, einen wandernden Trupp der Hitlerjugend untergebracht hatte.

Ich sah einen dieser Buben, der eben seinen Tornister abgeworfen hatte, sich umsehn im leeren Klassenzimmer, ich beobachtete, wie sein Blick auf den über dem Katheder hängenden Cruzifixus fiel, wie mit einem Mal dieses junge und noch weiche Gesicht in Wut sich verzerrte und wie er das Symbol, dem die deutschen Dome und die tönenden Säulenhallen der Matthäuspassion geweiht sind, von der Wand riß und wie er es durchs Fenster auf die Straße warf...

Mit dem Ausruf „Da lieg, du Saujud!“

Dies also habe ich gesehn. In meiner Bekanntschaft habe ich es mehrfach erlebt, daß Kinder ihre Eltern politisch denunzierten und damit ans Messer lieferten — ach, ich glaube nicht, daß alle diese Kinder in nuce geborene Teufel waren; just, wie jener Christusstürzer gestern noch sich berauscht haben mag am Märchen vom Machandelbaum oder gar von jenem getreuen Heinrich, dem in seiner Treue und in seinem Kummer um seinen gebannten und verzauberten Herrn ums Herz ein Eisenreif gewachsen war. —

Mein Leben in diesem Pfuhl geht nun bald ins fünfte Jahr. Seit mehr als zweitundvierzig Monaten, denke ich Haß, lege mit Haß mich nieder, träume Haß, um mit Haß zu erwachen: ich ersticke in der Erkenntnis, der Gefangene einer Horde böser Affen zu sein und zermartere mir das Hirn über das ewige Rätsel, daß dieses nämliche Volk, das vor ein paar Jahren noch so eifersüchtig über seinen Rechten wachte, über Nacht versunken ist in diese Lethargie, in der es diese Herrschaft der Eckensteher von gestern nicht nur duldet, sondern auch, Gipfel der Schande, gar nicht mehr imstande ist, die eigene Schmach als Schmach zu empfinden...

Letzthin in Seebruck sah ich Herrn Hitler, bewacht von seinen vorausfahrenden Scharfschützen, beschirmt von den Panzerwänden seines Autos, langsam vorübergleiten: versulzt, verschlackt, ein teigiges Mondgesicht, in dem wie Rosinen zwei melancholische Jettaugen stecken.

So traurig, so über die Maßen unbedeutend, so tief mißraten, daß noch vor dreißig Jahren, in den trübsten Zeiten des Wilhelminismus, dieses Antlitz schon aus physiognomischen Gründen unmöglich gewesen wäre und, auf einem Ministersessel, sofort die Gehorsamsverweigerung... nicht der vortragenden Räte, nein, selbst die des Portiers und der Reinmachefrauen zur Folge gehabt hätte.

Heute? Ich höre, daß Herr Hitler letzthin einen Vortrag des Herrn Keitel, der seine Unzufriedenheit erregte, damit beendete, daß er dem General (der physiognomisch freilich gut zu ihm paßt) eine Bronzevase an den Kopf warf. Heute also? Im Zeichen einer im Pfuhl ihrer Schmach versinkenden Menge? „Und alles, was sie taten, das mußte recht sein, so war es Gottes Wille.“ Das lese ich in einer Münsterischen Chronik des sechzehnten Jahrhunderts. Ich bin weder Okkultist noch Phantast, ich bin mit all meinen Ahnungen ein Kind meiner Zeit und halte mich nur an das, was ich sah und was mir immer wieder sich aufdrängt als des Rätsels einzige Lösung.

Nein, dieser, den ich da vorüberziehn sah, im Gehege seiner Mameluken, wie den Fürst dieser Welt, er ist kein Mensch.

Er ist eine Figur aus einer Gespenstergeschichte.

Persönlich, keineswegs in seinen Versammlungen, sondern eben von Mann zu Mann und mithin sozusagen in „freier Wildbahn“, bin ich ihm ein paarmal begegnet. Neunzehnhundertundzwanzig fand ich bei meinem Freunde Clemens zu Franckenstein, der damals die Lenbachvilla bewohnte, einen seltsamen Heiligen vor, der nach Angaben des Dieners Anton partout sich nicht hatte abweisen lassen und schon eine volle Stunde dort saß. Er war es, er selbst! Bei Clé, der bis zur Revolution ja Generalintendant der Königlichen Hofbühnen gewesen



war, hatte er sich Eintritt verschafft unter Berufung auf sein Interesse für Operninszenierung, die er mit seinem früheren Beruf in Zusammenhang brachte und die er sich vermutlich als eine Kette von Dekorateur- und Tapeziererkunststücken vorstellte. Gekommen war er, damals noch ein unbekannter Outsider, sozusagen „en pleine carmagnole“, hatte für diesen Besuch bei einem Unbekannten sich mit Reitgamaschen, Reitpeitsche, Schäferhund und Schlapphut ausstaffiert und wirkte auf diese Weise zwischen diesen Gobelins und diesen kühlen Marmorwänden seltsam wie ein Cowboy, der es für richtig befunden hatte, mit Lederhosen, Monstresporen und Coltrevolver sich auf den Stufen eines Barockaltars niederzulassen. So — damals noch hager und scheinbar sogar ein wenig verhungert — saß er da mit dem Gesicht eines stigmatisierten Oberkellners, fühlte sich durch die Anwesenheit eines leibhaftigen „Herrn Baron“ ebenso beglückt wie gehemmt, wagte aus lauter Ehrfurcht gewissermaßen nur auf der einen Hälfte seines asketischen Allerwertesten zu sitzen und schnappte nach den lebenswürdig-kühlen Zwischenbemerkungen des Hausherrn beglückt wie ein verhungertes Straßenkötter, dem man einen Brocken Fleisch zuwirft. Vom Hundertsten ins Tausendste kommend, bestritt er die Unterhaltung durchwegs allein, predigte dabei wie ein Divisionspfarrer und geriet, ohne etwa in Differenz mit uns geraten zu sein, lediglich in unbewußte Erinnerung an die gewohnte Akustik des Zirkus Krone dermaßen ins Schreien, daß schließlich Franckensteins Hauspersonal, einen Auftritt zwischen Hausherrn und Gast befürchtend, zusammenlief und zum Schutz meines Freundes ins Zimmer kam. Als er ging, saßen wir schweigend und in einer gewissen Ratlosigkeit uns gegenüber . . . keineswegs amüsiert, sondern mit jenem peinlichen Gefühl, das man haben mag, wenn der einzige Mitreisende, mit dem man ein Coupé geteilt hat, sich als ein Geistesgestörter erweist. Lange saßen wir, ohne daß ein Gespräch in Gang kommen wollte. Schließlich stand Clé auf, öffnete eines der riesigen Fenster und ließ von draußen die föhnwarme Frühlingsluft herein. Ich will nicht sagen, daß jener trübe Gast

unsauber gewesen wäre und die Atmosphäre auf die in Bayern landesübliche Weise verdorben hätte. Gleichwohl wurden wir nach ein paar Atemzügen unseren beklemmenden Eindruck los. Es war kein unsauberer Leib, wohl aber der unsaubere Geist eines Mißratenen im Zimmer gewesen.

Der Zufall wollte es, daß ich, der ich damals die Reitbahn der Münchener Kasernen benützte und gelegentlich im Löwenbräukeller einen kleinen Imbiß nahm, dem nämlichen Manne zum zweiten Mal begegnete. Hier, wo er nicht von dem Gefühl gepeinigt war, daß man ihn in jedem Augenblick an die Luft setzen könnte, peitschte er nicht, wie er bei Franckenstein getan, mit seiner unglückseligen Reitpeitsche seine unglückseligen Reitgamaschen, und auf den ersten Blick schien jene verkrampte Unsicherheit verschwunden zu sein. Um so mehr geriet er auch diesmal ins Predigen und ergoß über mich, der ich nach dem anstrengenden Reiten den Appetit eines Mastodons und ein ausgesprochenes Verlangen nach Ruhe hatte, den ganzen Ozean jener augenzwinkernden politischen Plattitüden, die sein bekanntes Buch füllen. Ich erspare aus begrifflichen Gründen dem, der einmal diese Zeilen liest, die Einzelheiten. Es war jener Kleinleutemachiavellismus, mit dem er sich die Politik eines künftigen Deutschland als eine Kette von politischen Einbruchsdiebstählen, die Tätigkeit des leitenden Staatsmannes aber als Kette von Unterschlagungen, Urkundenfälschungen und Vertragsbrüchen vorstellte, die ihm dann bei allen Volksschulmeistern, Steuer-supernumeraren, Stenotypistinnen . . . kurz bei allen jenen, die inzwischen wirklich zu Stützen seines Regiments geworden sind, den Ruf eines fabelhaften Kerls, eines politischen Dschingis-Khans eintragen sollten. Mit seiner öligen Locke, die ihm bei solchen Predigten ins Gesicht glitt, glich er in diesen Augenblicken einem Heiratsschwindler, der vor der Tat erzählt, auf welche Manier er liebeshungrige Köchinnen hineinzulegen gedenke. Der Eindruck einer entfesselten Dummheit — jener Dummheit, die er mit seinem Leibmameluken Papen teilt, jener Dummheit, die Staatsmannschaft mit



Betrug beim Pferdehandel verwechselt — dieser Eindruck war nicht der letzte und nicht der bestimmende. Von einem Male zum anderen nämlich überraschte es mich immer mehr, daß dieser zwischen Schweinswürsteln und Kalbshaxen predigende Machiavell beim Abschied, wenn ich ihm die Hand reichte, die Verbeugung eines Kellners machte, der ein leidliches Trinkgeld empfing: vermittelt jenes berühmte Bild des Potsdamer Tages, wo der alte Hindenburg ihm die Hand reichte, nicht den nämlichen Eindruck eines trinkgeldempfangenden Oberkellners? Ich habe ihn später vor Gericht gesehen, als sein Name die Reichweite des Münchener Burgfriedens schon überschritten hatte und er sich wegen irgend einer Versammlungsstörung verantworten sollte . . . ich habe ihn in Berlin beobachtet, wenn er, schon ein berühmter Mann, die Halle seines Hotels betrat: im ersten Falle wartete sein Blick wie der eines oft Vorbestraften auf ein gutes Wort jenes kleinen und höchst subalternen Amtsrichters, der die Verhandlung leitet, im anderen Falle trat er dem Hotelportier gegenüber mit dem krummen Rücken eines Mannes, der in einer Hoteloffice einen Pumpversuch machen will und des Hinauswurfes gewärtig ist. Ungeachtet seiner kometischen Laufbahn hat sich an dieser Diagnose, die ich vor nun zwei Jahrzehnten gewann, absolut nichts geändert. Auch heute noch hält sie bei der Erkenntnis, daß er, jedes natürlichen Selbstbewußtseins und jeder Freude an sich selber bar, im Grunde sich selber haßt und daß seine politische Polipragmasie, sein maßloses Geltungsbedürfnis, seine schon apokalyptisch zu nennende Eitelkeit nur dem einen Wunsch entspringt, alle seine schmerzlichen Erkenntnisse, die Selbsterkenntnis eines aus Kehricht und Jauche gefertigten Mißgeborenen zu überdonnern. Es mag manches hinzukommen — Erna Hanfstaengl, die ihn besser kennt als ich, berichtet mir von seiner von Tag zu Tag sich steigenden Gespensterfurcht, bei der die Angst vor den Geistern der von ihm Gemordeten ihn vorwärtspeitscht und ihm das längere Verweilen an einem Orte verbietet . . . es stimmt nicht übel dazu, daß er neuerdings seine schlaflosen Nächte in seinem Heimkino ver-

Denunziation hin, die Gestapo, um nach einem ihr avisier-  
ten Manuskript zu suchen. In der Tat findet der eine der  
Beamten das fragliche Manuskript, hält es auch bereits  
in der Hand, wird aber durch eine Zwischenfrage eines  
Untergebenen abgelenkt und läßt es, nachdem er es in  
seiner Zerstretheit aus der Hand gelegt hat, ungelesen  
liegen. Dies nach banger Sekunden und Minuten, in  
denen der arme, nicht allzu nervenstarke Häcker um  
seinen Kopf zu zittern alle Ursache gehabt haben dürfte.  
Meine Freunde nehmen diesen Fall zur Veranlassung,  
mich zu warnen. Ich schlage es notgedrungen in den  
Wind und will ruhig weiterarbeiten an diesen Blättern,  
die ja einst einen Beitrag zur Kulturgeschichte des Nazis-  
mus liefern sollen. So verberge ich Nacht für Nacht tief  
im Walde und auf meinen Äckern das, was einmal seine  
Urständ feiern mag... ständig auf der Hut vor Beob-  
achtern, ständig die Orte wechselnd. So, ihr entschwun-  
denen Freunde, leben wir gegenwärtig. Macht Ihr, die  
Ihr Deutschland vor vier Jahren verliebet, Euch einen  
Begriff von unserer Illegalität und der ständigen Bedro-  
hung unseres Lebens, das morgen der Denunziations-  
freudigkeit des ersten besten Hysterikers zum Opfer fal-  
len könnte?

Es ist seltsam, an Euch zurückzudenken, es ist seltsam,  
auf den Ätherwellen, hinweg über die Tiefen der Ozeane  
und aus der uns so lange schon verschlossenen Welt ge-  
legentlich Eure Stimme zu hören... Orte zu betreten,  
an denen man vor einigen Jahren noch mit Euch plau-  
derte! Ihr fehlt mir und fehlt mir auch dann, wenn Ihr,  
wie es ja mit den meisten von Euch der Fall gewesen ist,  
meine Opponenten und politischen Gegenspieler waret  
— oh, glaubt mir, ureigentlich ist es die aus dem Fehlen  
jedweder Opposition und jedweder Reibung sich er-  
gebende tödliche Langeweile, die das Leben in diesem  
Staate so unerträglich macht. —

Und doch werdet Ihr im Augenblick der Rückkehr und  
der wieder aufgenommenen Verbindung uns, Eure Kame-  
raden von ehemals, nicht mehr völlig verstehn. Oder  
solltet Ihr es wirklich begreifen, daß die Flucht in die  
Zivilisation bequemer war als das Verharren auf dem



ich glaube, daß unser Martyrium, die ureigentliche Bestimmung unserer kleinen Phalanx, den Preis darstellt für eine Wiedergeburt des Geistes und daß wir in diesem Zeichen für den Rest unseres mißhandelten und geschändeten physischen Lebens nichts und nur für den Sinn unserer Todesstunde alles zu erhoffen haben. Ich, der ich dieses niederschrieb, weiß mich keineswegs erhaben über die uns allen gemeine Todesangst, und ich weiß auch, daß einmal alle großen Worte, die man schrieb, kommen und Einlösung verlangen . . .

Aber ich glaube nicht, daß wir noch zurückkönnen in jenes Leben, das wir gestern mit Euch teilten und daß Ihr bei Eurer Rückkehr lockend vor uns ausbreiten werdet — wir haben schon jetzt zu viel gelitten, als daß uns der Weg zu dem, was uns das Absolute erscheint, durch ein anderes Medium führen könnte als durch das tiefe Tal des Leides. Die Hölle hat sich nicht umsonst aufgetan vor unseren armen Augen, und wer die einmal gesehen hat, findet den Weg zu irdischen Symposien nicht mehr zurück. Ich habe letzthin von diesem Hitlerjungen berichtet, wie er mit dem Ruf „Da lieg, du Saujud“ das Bild des Erlösers aufs Pflaster beförderte, ich habe von Hitler selbst berichtet, wie er in Berchtesgaden vor dem versammelten Pöbel sich zeigte und wie hinterher verzückte Weiber den von seinem Fuß berührten Kies verschluckten . . . oh, es war der Gipfel der Schmach, daß es nicht einmal der körperlich schöne und geistig funkelnde Antichrist der Legende, daß es vielmehr nur eine arme Exkrementalvisage, in jedem Zoll so etwas wie ein **Mittelstandsantichrist** war . . .

Oh, gewiß, es war der Gipfel der Schmach, daß diese mit mir durch die gleiche Staatsangehörigkeit verbundene Menschenhorde nicht nur nicht die eigene Verkommenheit empfand, sondern daß sie bereit war, in jedem Augenblick von jedem Mitmenschen das nämliche Kiesverschlucken, das nämliche Pöbelgeschrei und den nämlichen Grad der Verkommenheit zu verlangen. Ich bin heimgekehrt und habe zu Dostojewski gegriffen, zu ihm, der wie kein zweiter in diesem Deutschland verfemt ist — ich habe in den „Dämonen“ jene Worte nachgelesen,

entlassen, verirre ich mich, ohne die Lichtschalter zu finden, auf dem Weg zu meinem im Cavalierflügel gelegenen Zimmer in all den verwickelten Gängen und Turmtreppen des mir unbekanntes Hauses so, daß ich mich schließlich resigniert auf einer Stufe niederhocke und frostklappernd die Morgendämmerung erwarte. Der Hausherr erzählte mir allerlei Dinge, die, inmitten dieser Zeit, wie aus ungeheurer Ferne zu mir kommen: von der für drei Importen berechneten dreizinkigen Zigarrenspitze, die er als junger Prinz im Gebrauche Bismarcks sah, weil dieser heroische Vielfraß nur auf diese Weise, aus drei gleichzeitig gerauchten Zigarren, sich genügend Qualm verschaffen konnte . . . vom gottgesegneten Appetit des alten Kaisers, bei dem er kurz vor dem Schicksalsjahr 1888 frühstückte. Schließlich auch von den dunkelsten und schwersten Stunden, die er als Heerführer des Weltkrieges kurz vor dem Zusammenbruch erlebte . . . damals im September 1918, als die gesamte Armeereserve schließlich auf eine halbe Kompanie zusammengeschmolzen war und den Fliegern der Heeresgruppe noch ein Gesamtvorrat von nicht ganz zwölf Hektolitern Benzin zur Verfügung stand. Endlich zeigte er mir ein Bild der Berliner Illustrierten Zeitung, auf der Herr Göring, ganz glücklicher Familienvater und neben sich die Sonnemann, in seinem Arbeitszimmer zu sehn ist . . . vor einem riesigen Gobelin, der dem Wittelsbacher Privatbesitz entstammte und brevi manu ebenso gestohlen war wie wahrscheinlich alle sonstigen Requisite dieses repräsentativen Bildes: die monströsen Fingerringe des Hausherrn und die Colliers und Ohrhänger seines Weibes. Wir sprechen von der Herkunft dieses zierlichen Mannes, der seinerzeit — die amtlichen Akten sind durch die Hände des Kronprinzen gegangen — als Sohn einer Rosenheimer Kellnerin vergeblich Aufnahme in einem Bayerischen Kadettenkorps begehrte und dieserhalb nach Preußen abgeschoben werden mußte. Jetzt allerdings, unter Konstruktion eines phantastischen Wappens, leitet Herr Göring seinen Stammbaum von irgend einem westfälischen Heerführer des frühen Mittelalters ab und bildet sich in seiner offensichtlichen Geistesgestörtheit



major an diesem politischen Einbruchdiebstahl beteiligt ist und es nicht fassen kann, daß meine Augen nicht vor Begeisterung leuchten. Ich frage ihn, ob er sich einbilde, daß etwa ein so vornehmer Mann wie der ältere Moltke, wäre ihm dieser Einmarsch anbefohlen worden, anders als mit dem sofortigen Abschiedsgesuch reagiert hätte. Das Abscheuliche und Unfaßbare ist, daß diese preußischen Offiziere, Träger großer und berühmter Namen, nichts von der schmachvollen Rolle spüren, die man sie hier spielen läßt, und es ist dieses ausradierte Ehrgefühl, dieser ethische Defekt, dieses gottlose Verleugnen aller Grenzen zwischen Unrecht und Recht, was mich an einen letzten und schmachvollen Tiefstand des deutschen Geistes zu glauben zwingt. — Inzwischen hört man erschütternde Einzelheiten von österreichischen Offizieren, die die Waffe gegen die eigene Brust richteten, von Bregenzer Truppenteilen, die sich in aussichtslosem Kampf zur Wehr gegen den Eindringling setzten, von einfachen Soldaten des alten Salzburger Rainerregimentes, die in ihrer Verzweiflung über die Schmach der Heimat aus den Kasernenfenstern der Salzburger Festung sich in die Tiefe stürzten. Weswegen in aller Welt hat dieser Unglücksmensch Schuschnigg nicht schießen lassen, und weswegen hat er nicht einen letzten Versuch gemacht, mit dem Widerhall seiner Schüsse die Umwelt aus ihrer unbegreiflichen Lethargie zu reißen? Ringsum sehen die anderen Länder achselzuckend dieser elenden Vergewaltigung eines kleinen Staates zu, keiner faßt rechtzeitig den Übeltäter am Kragen und alles scheint warten zu wollen, bis aus dem heute noch zertretbaren Schlangenei die große Kobra ausgekrochen sein wird. Ich sehe aber den Tag kommen, wo man an diese Politik der feigen Passivität erinnern wird. Die Schuld, die man mit diesem Zusehen auf sich ladet, ist unfaßbar und wird einst vorgehalten werden. Indem man diesen ersten großen Friedensbruch dem Friedensbrecher ungestraft durchgehen läßt, macht man ihn noch mächtiger, als er ist, und indem man ihn noch mächtiger macht, macht man gleichzeitig uns, die seine letzten Gegenspieler innerhalb Deutschlands sind, nur noch

Ich weiß, daß dieses Land das lebendig schlagende Herz der Welt ist, ich werde an diesen Schlag glauben, all diesen überlagernden Schichten von Blut und Schmutz zum Trotz. Aber ich weiß auch, daß das, was dort oben rumort und donnert, die Ablehnung von Recht und Gesetz, von Treu und Glauben und allem ist, was das Leben lebenswert macht... ich glaube, daß dieses eine Karikatur Deutschlands ist, hingesudelt von einem boshafte Affen, der sich von der Kette losgerissen hat.

Euch da oben hasse ich im Wachen und im Traum, ich werde Euch hassen und verfluchen in meiner Todesstunde, ich werde Euch hassen und verfluchen noch aus meinem Grabe heraus, und es sollen Eure Kinder und Kindeskinde sein, die an diesem meinem Fluch zu tragen haben. Ich habe keine andere Waffe gegen Euch als diesen Fluch, ich weiß, daß er das eigene Herz verdorren läßt, ich weiß nicht, ob ich Euern Untergang überleben werde...

Aber ich weiß wohl, daß man dieses Deutschland von ganzem Herzen hassen muß, wenn man es wirklich liebt, ich will lieber zehnmal sterben, als euern Triumph sehen. Ich fahre, es niederschreibend, zusammen. Es ist bald Ostern und wie zum Hohn klingt, gerade in dieser Stunde, aus dem Radiogerät der Schlußchor der Matthäuspassion...

„Wir setzen uns in Tränen nieder !..“

Deutschland, mein Deutschland... ja, dieser Chor, das waren einst wir.

Und nun?

Oben, noch immer, steuern diese weißen Nigger ihre blöden Automaten, fliegen zu Gewalttat und Frevel, zerdröhnen die feierliche Stille dieses Frühlingstages. Ich weine. Aber es geschieht wohl mehr aus Wut und aus Scham denn aus Trauer...

Juli 1938.

Herr Schmeling bezieht in New York seine Prügel.

Ich soll also, so verlangt es seine Majestät der Pöbel, an eine deutsche Niederlage glauben, weil der hochbezahlte



dieses ganze heilige Flußtal verwüstet, mein uralter, aus der Frühgotik stammender Hof demoliert und ein Areal von vierhundert Hektar unter Wasser gesetzt werden soll.

Dies, um ganze viertausend PS, also die Energieleistung eines Bombenflugzeuges zu produzieren, dies in einem Lande, das bei jeder Gelegenheit seine Bauernfreundlichkeit beteuert und unter seinen vielen goldenen Sprüchen auch den Satz aufgenommen hat „es werde Deutschland ein Bauernland sein, oder es werde nicht sein“. Ich erkenne bei den ersten gewechselten Worten, daß es sich hier weniger um die viertausend Pferdestärken als eben um ein Projekt handelt, bei dem diese den herannahenden Krieg und die damit verbundene Geldentwertung witternde norddeutsche Industrie, koste es noch so viel bescheidenes Glück und bescheidenen Bauernwohlstand, ihr schlechtes Papiergeld in Sachwerten anzulegen und diese Sachwerte den Bauern fortzureißen wünscht — immer unter Berufung auf das „Interesse der Allgemeinheit“ und jene brutale Suprematie, die nach dem Verschwinden der deutschen Dynastien und der alten Stände diese industriellen Raubritter sich anmaßen. —

Ich denke an den Frieden dieses unvergleichlichen Flußtales, an die achtzehn Generationen, denen dieser Hof Schutz und Nahrung gab, ich sehe keinen Grund, aus meiner Empörung ein Hehl zu machen . . .

Was unter wohlmeinendem Schmunzeln dieser im stillen für mich Partei nehmenden bayrischen Beamten zu einem harten Wortwechsel mit diesem von Hitlerbegeisterung ergriffenen Kärntner Ingenieur führt. Alles endet fürs erste damit, daß ich ihn, als er von „Allgemeinheit“ redet, nach dem gegenwärtigen börsenmäßigen Kurswerte dieser Allgemeinheit frage und daß ich ihm, als er von Enteignung zu reden beginnt, erkläre, wie es wohl möglich sei, daß ich dieses Haus einmal verlassen müsse, wie er es aber ganz bestimmt vor mir verlassen werde — auf einer Tragbahre nämlich und in waagrechtlicher Haltung und mit den Füßen voran.

Man scheint diese Sprache seit Jahren nicht mehr gewöhnt zu sein in Deutschland, und er ist sprachlos vor

mand der Tüchtigste sein — höchstens wo anders und bei den anderen.“

Dezember 1938.

Vergebens zerbreche ich mir den Kopf über den Sinn dieser von Goebbels veranstalteten Judenverfolgung, die doch im Augenblick, wo das Regime noch dringend den Frieden benötigt, die Todfeindschaft des ganzen Erdballes wachruft und à longue vue den Krieg unvermeidlich macht. Ich finde kein Motiv, und zwar auch dann nicht, wenn ich in den Gedankengängen des Hitlerismus mich zu bewegen bemühe. Daß Diktatoren, um die Sympathien der Canaille nicht erkalten zu lassen, alle fünf Monate den Massen ein neues Brillantfeuerwerk abbrennen müssen... daß zu diesem Zweck der dritte Napoleon von den Ereignissen von Sebastopol zur Chinaexpedition, nach Magenta, Solferino, Mexiko, schließlich bis Sedan gehetzt wurde, dies alles ist unbestreitbar und könnte wohl auch die Ereignisse des 9. November erklären, wenn es nicht eben der Krieg selbst wäre, den Hitler damit heraufbeschwört und den er doch vermeiden muß, wenn er nicht selbst sein Grab graben will. Ich spreche mit L., der, ein strebsamer Beamter des Außenministeriums, mich mit meinen komplizierten Gedankengängen einfach auslacht und alles — mit einem plötzlichen Wutanfall Hitlers erklärt, der jetzt den Ataxerxes spielt, plötzlich zu brüllen beginnt, sich, wenn er nicht sofort seinen Willen bekommt, auf den Boden wirft und in den Teppich beißt. —

Dies also wäre, wenn L. recht hätte, der Grund für all das Herzeleid und all die unermeßliche Schande. Ich aber will zwei Fälle aufzeichnen, die sich sozusagen vor meinen Augen ereignet haben. Der eine betrifft eine Nichte des Schauspielers Sonnenthal, die von einem Unterschluß zum anderen gehetzt wird, bis sie, todmüde und ohne einen Rest von Lebenswillen, in einer



dieser ersten Frostnächte aufs Geratewohl ins Gebirg hinausmarschirt, wo wir nach langen Tagen des Suchens schließlich ihre Leiche finden . . .

Der zweite Fall, dessen armes Opfer ich aus sehr persönlichen Gründen nicht beim Namen nennen will, ist noch erschütternder durch seine Einzelheiten, wie sie mir die Gattin unseres verewigten Leo von Zumbusch berichtet hat. Das ältliche Fräulein X. lebt sehr zurückgezogen in ihrer an der Münchener Maximilianstraße gelegenen Zweizimmerwohnung. Ein sehr bekannter, inzwischen auch bei den Nazis zu hoher Gunst gelangter Schauspieler wirft auf diese Zweizimmerwohnung ein Auge, findet es unerhört, daß ein altes Judenweib sie bewohnt, und denunziert, um die Wohnung zu bekommen, die alte Dame, was innerhalb dieser glorreichen Zeit auf Deportation in ein Konzentrationslager und langsamen Hungertod hinauskommt. Das alte Fräulein X. weiß das sehr genau, fühlt sich für diesen Leidensweg zu alt und zu schwach, wendet sich mit der flehentlichen Bitte um ein rasch wirksames Gift an die Mutter einer ihrer Musikschülerinnen, und tatsächlich ist diese starke und charaktervolle Frau, nachdem sie vergeblich der Lebensmüden allen sonstigen Schutz und alle nur erdenkliche Hilfe angeboten hat, stark genug, es zu verschaffen, indem sie sich mit dieser lugubren Bitte zu dem Münchener Pharmakologen, einem Kollegen ihres Mannes begibt . . .

Der Gelehrte, selbst alles andere als ein Hitleranhänger, ist zuerst entsetzt über das Ansinnen und weigert sich, gibt aber endlich, als man ihm die Hoffnungslosigkeit dieses Falles schildert, in tiefer Erschütterung den Bitten nach und drückt ihr ein Gemisch von Curarin und Zyankali in die Hand. Die Dame begibt sich mit dieser letzten Gabe zu Fräulein X., die ja nun eigentlich schon eine Sterbende ist, und nun begibt es sich, daß sie, die unter Tränen für das Gift dankt, noch eine weitere Bitte äußert: sie, die Freundin, die ja auch Sängerin ist, möge ihr Brahms ernste Gesänge zum Abschied singen. Es geschieht. Die beiden Frauen trennen sich, und heute, beim Mittagessen erhalten wir die Nachricht, daß man das alte

ihrer schlechten Zigaretten und dem Lärm ihrer noch schlechteren Manieren erfüllen.

Da also sitzen sie, befördern aus den Sektkühlern ins Dekolleté ihrer Damen kleine Eisstückchen, holen sie unter allgemeinem Gegröhle aus der grausigen Tiefe wieder ans Tageslicht, pöbeln einen verdatterten alten Herrn an, der sich mit seinem weißen Vollbart weiß Gott woher in diese Spelunke verirrt hat, unterhalten sich im übrigen so, daß man auch auf dem Sirius jedes Wort verstehen müßte, in jenem im Weltkrieg und noch mehr in der Freikorpszeit entstandenen Zuhälterjargon, in den seit zwanzig Jahren die Sprache des Matthias Claudius abgeglitten ist. Aus meinem Versteck heraus sehe ich mir die Gesichter etwas genauer an. Oh, es sind die Träger alter blutbespritzter Namen, es sind die Söhne jener bierseligen Väter, die einst zum Erstaunen der Zeitgenossen als Botschaftsräte und Attachés den Teutonenbauch und die Schmissee des Kösemer S. C. in die große Welt hinaus schleppten und in ihrer mangelnden Geschmeidigkeit und in der hilflosen Unzulänglichkeit ihrer Erscheinung beinahe rührend wirkten.

Diese hier beobachten heißt den ganzen unausfüllbaren Abgrund klaffen sehen, der uns alle von dem Gestern trennt. Der Bierbauch zwar und die Fettpolster unter den Augen sind samt den Schmissen verschwunden, die Gesichter sind hager und schmal, auf den ersten Blick könnte man sie für ein Gremium von Drachentörern halten oder von Erzeugeln, die für zwanzig Pfennige ihre Flügel in der Garderobe abgeben haben... Bis ein zweiter und schärferer Blick... bis das Belauschen dieses Bordelljargons und die Roheit der Ausdrücke zu einer ganz anderen Erkenntnis verhilft.

Dieser zweite Blick enthüllt zunächst die erschreckende Leere der Gesichter und darüber, in den Augen, ein verätherisches, nur hie und da aufzuckendes Flimmern und Leuchten, das freilich mit Jugend nichts zu tun hat: es ist der typische, bei dieser Generation oft zu findende Blick, der de facto der Widerschein einer abgrundtiefen und durchaus hysterisch wirkenden Roheit ist. Ich kannte wahrhaftig jene alte, schon im ersten



Jahre des Weltkriegs ins Grab gesunkene Kaiserliche Armee, ich weiß, daß die ihr zur Last gelegten belgischen Greuel entweder auf ein tragisches Mißverstehn oder auf das Propagandabedürfnis des Gegners zurückzuführen waren: hätte man einer jener Einheiten eine bewußte Grausamkeit, das Niederknallen eines wehrlosen Gegners anbefohlen, sie hätte gemeutert! Wehe aber Europa, wenn je diese Hysterie hier sich entlädt. Sie werden, wenn dieser Führer Leonardosche Bilder für entartete Kunst erklären sollte, aus ihnen Scheiterhaufen sichten, sie werden, wenn es gerade in die gegebene Situation und in irgend eine gerade gültige Parole hineinpaßt, ohne Zögern mit den Höllenkünsten der I. G. Farben Kathedralen in die Luft sprengen... oh, sie werden noch viel Schlimmeres anrichten und dabei, als Schlimmstes, sich als unfähig erweisen, die tiefe Verworfenheit ihres Zustandes auch nur zu ahnen. —

Am nächsten Tag vor der Reichskanzlei, eingepfercht in die Menge, bedrängt von Tubaton und Paukenkrach der aufmarschierenden Truppen, sehe ich diese Feier, höre ich dieses Gebrüll, sehe ich diese verzückten Gesichter der Weiber, sehe ich auch ihn, dem diese Begeisterung gilt. Da also, in der tief in die Stirn gezogenen Mütze, einem silbergestickten Trambahnschaffner nicht unähnlich, die Hände wie gewöhnlich vor dem Bauch, steht er, der Herrlichste von allen. Durchs Glas beobachte ich dieses Gesicht. Alles bebt dort von ungesunden Fettpolstern, alles hängt, alles ist erschlaft und ohne Anatomie — versulzt, verschlackt, krank. Kein Strahlen, kein Funken und Leuchten eines Gottgesandten... dafür im Gesicht das Stigma der sexuellen Insuffizienz, der Groll des Halbmannes, der seinen Grimm über seinen Zustand im Brutalisieren anderer abreagiert. Und dennoch dieses sture und auf die Dauer idiotisch wirkende Heilgebrüll... hysterische Weiber ringsum, Halbwüchsige in Trance, ein ganzes Volk im Geisteszustand heulender Derwische. Ich gehe mit Clemens von Franckenstein, den ich zufällig heute getroffen habe, ins Hotel zurück, wir sprechen über meine gestrige Beobachtung, er erinnert mich daran, daß die Familienanzeigen des Deutschen

Adelsblattes voll sind von Arnims und Riedesels, von Kattes und von Kleists und Bülows, die als „Obergruppenführer“, als „Gauamtsleiter“ und sonstige Amtsträger dieses Verbrechers zeichnen... dies alles, ohne der Schmach zu gedenken, die sie ihren alten ruhmvollen Namen und ihren Vätern antun. Meine Gedanken weilen noch bei dieser sturen Menge und ihrem Papageiengebrüll, bei dem mißratenen Moloch, dem sie huldigten, und bei dem Ozean von Schande, in dem wir alle versunken sind.

Nein, diese vielgeschmähte wilhelminische Generation hätte diese Proskynesis vor einem Gezeichneten niemals fertig bekommen, und wirklich ist es dieses Mal so, daß die Gestrigen besser waren als die Heutigen. Nein, dieser Kotau! es geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein Satan kam von seiner Kette los, ein Heer von Dämonen ist über uns gekommen...

Dieses Volk ist geisteskrank. Es wird teuer bezahlen. Voll Schicksal ist die Luft dieses Sommers. Und Eisen und Feuer mag heilen, was kein Arzt mehr heilen könnte.

D., der im Münchener Zuge mitfährt, erzählt mir von jenen Zeiten, da er, im Weltkriege, Hitlers Kompaniechef war. Er berichtet von einem ewig geistesabwesenden Menschen, der als Gefechtsordonnanz tapfer alltäglich „in den Tod“ marschiert sei, bei den Kameraden aber durchaus als Kompanietrottel gegolten habe. Übrigens erhält sich hartnäckig ein seltsames Gerücht über das Eiserne Kreuz, das er trägt, ein Gerücht, das ich nur verzeichne, ohne es mir in absentia rei zu eigen zu machen. Ein mit der Praxis der damaligen Ordensverleihungen vertrauter Offizier machte mich letzthin darauf aufmerksam, daß eine Auszeichnung mit der ersten Klasse ohne gleichzeitige Beförderung zum Unteroffizier einfach ausgeschlossen gewesen sei, und so sei er, der eben erwähnte Gewährsmann, zu dem Schluß gekommen, daß hier eine „Selbstdekorierung“ vorliege.



der sie Deutschland verdorben haben und mit der sie die ganze Welt beglücken wollen. Deutschland wird sehr bald vor einer Schicksalsfrage stehen: es wird sich von der preußischen Hegemonie befreien oder es wird aufhören zu sein. Ein drittes wird es nicht geben. —

Im übrigen hat man die Berliner Kaisersgeburtstagsfeier dazu benützt, Herrn Bruno Brehm zum Poeta laureatus zu machen. Herr Brehm, der sich bei mir als schwarzgelber Monarchist einführte und zwei Jahre später über seinen obersten Kriegsherrn jenes niederträchtige Buch schrieb . . . Herr Bruno Brehm, der noch 1930 bei den Wiener Literaturjuden antichambrierte, ihren ebenso jüdischen Frauen „in treuem Gedenken“ seine Bücher widmete, um jetzt, ein paar Jahre später, einen antisemitischen Hetzartikel nach dem anderen zu schreiben. Oh, ich zweifele keineswegs, daß er für denjenigen Augenblick, in dem der Wind von heute umschlagen sollte, schon irgend einen atrophischen Erzherzog für sein politisches Alibi bereit hält, und jedenfalls wird er im Hinwegvoltigieren über alle Skrupel behender sein als jener unglückliche Benno von Mechow, der um 1933, als es so schien „als ob“, katholisch wurde, dann, als „Katholizismus“ nicht mehr getragen wurde, zur Partei hinübertoltigte, ohne freilich dort die rechte Wirkung zu erzielen. Sind sie aber nicht alle so? Steckengebliebene Fähnriche des Weltkrieges, haben sie nicht alle aus dem einmaligen starken Erlebnis heraus ein starkes Buch geschrieben, um dann in dem Augenblick, wo ein zweites Werk an ihre Phantasie und an ihre Fabulierung appellierte, mangels aller erzählerischen Substanz jämmerlich zu versagen? So haben sie denn den alten Tee, ohne daß der Absud von einem Buch zum anderen stärker wurde, ein drittes, viertes und fünftes Mal aufgegossen, schreiben seit Jahren unentwegt das gleiche Buch und posieren, das Fehlende zu ersetzen, mit ihrem Dichtertum. Ewige Fähnriche im Divisionskommandeursalter, perfekte Hamsun- und Stifterimitatoren, Spezialisten für Blut, Boden, Erdgeruch und Pfeifengestank, präraffaelistische Jünglinge mit Tyrtäusblick, Erzengel und benjaminische Drachentöter mit geretteter Keuschheit und



eben noch festlich und hell war, und manchmal, aus den lichtlosen Räumen, die hinter ihr liegen, weht ein eisiger Wind Dich an. Mut und ein tägliches Aufgebot des Willens heischt das Weiterleben, das seit so viel Jahren schon vom Hasse sich nährt. Mut und Glauben an jene Idee, die nach der Wirklichkeit dürstet.

August 1939.

Ich war am Wolfgangsee bei Jannings, dessen prachtvolle Villeggiatur nun überschattet ist von der Angst des Besitzers vor dem Krieg. Von der Angst, was aus seinen Wertpapieren und Kunstsammlungen werden soll, von der Angst, ob genügend Kohlen für die Zentralheizung vorhanden sind und ob im kommenden Jahre noch genügend viele Wurstsorten auf dem Tische liegen werden. Als Darsteller ist er nicht mehr und nicht weniger als ein Chargenspieler ersten Ranges, als Mensch ein dicker Bourgeois, der im heraufziehenden Weltgewitter im wesentlichen eine Störung seiner mit Angel und Zigarre am Seeufer verbrachten Siesta sieht. Er erzählt mir übrigens allerlei von der berühmten Berliner Skandalgeschichte, nach der der Schauspieler Frölich Herrn Goebbels im Tête-à-tête mit seiner Gattin, der Barowa, ertappt und verprügelt haben sollte. Die Wirklichkeit ist, ich möchte sagen *l e i d e r*, etwas anderes, und da Jannings sich als Tatzeugen benennt, will ich sie mir in dieser Fassung hier zu eigen machen. Herr Frölich also, der mit Jannings zusammen von einer Festlichkeit heimkehren will, findet in seinem parkenden Auto seine Gattin und den Herrn Minister . . . im, sagen wir, Tête-à-tête. Er verabfolgt daraufhin nicht Herrn Goebbels, sondern lediglich seiner Gattin ein paar Backpfeifen und spricht dann dem mit dem Ordnen seiner Kleider beschäftigten Homme d'état seine Dankbarkeit aus für die Entlarvung der ihm anvertrauten Kokotte. So und nicht anders. Zu einem anderen Verfahren hat die Zivilcourage nicht



geblich unseren Himmel verdunkeln wird. Daß wir im Schatten zu fechten haben, ist uns nichts Ungewohntes. Nur haben wir, dear Sir, aus dem Polenkrieg eine ungeheure Erfahrung, wie man mit Menschen und Völkern umgeht, die nun einmal partout unsere Feinde sein wollen. Die Polen haben sich gewiß mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gewehrt. Trotzdem haben wir sie mit erbarmungsloser Kälte zusammengeschossen. Ich glaube, daß wir auch die Polen nicht gehaßt haben — am wenigsten heute, ein gänzlich zusammengebrochenes, formloses Volk von Primitiven. Wo es fortfährt, aus dem Hinterhalt deutsche Landarbeiter niederzuknallen, da fahren wir mit einer ganz neuen deutschen Kälte fort, dafür x-mal polnische Intellektuelle an die Wand zu stellen. Und sicher ist, daß die wichtigsten Köpfe schon fort sind und daß im Notfall immer noch mehr deutsche Landarbeiter vorhanden sein werden als polnische Intelligenz. Ich weiß nicht, ob solche Methoden auf England anwendbar sind. Nur bin ich sicher, daß wir in unserem Grundsatz „Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich Dir den Schädel ein“ langsam zur Übung kommen. Ich bin feierlich entschlossen, jeden Angehörigen jedes Volkes, das unsere neugeschaffene Ordnung im Osten antasten oder gar den Nationalsozialismus gefährden will, mit denkbarer Erbarmungslosigkeit niederzukämpfen. So wenig England, das törichterweise ja wieder den Hungerkrieg gegen Frauen und Kinder proklamiert hat, ein Erbarmen und eine Menschlichkeit kennt, so wenig wünsche ich für Deutschland eine Schwäche des milden Herzens, bis dieser Kampf in unserem Tod oder in unserem völkischen Leben endet.

Wahrscheinlich graust Ihnen vor mir, Reck? Ich habe aber weder Tschechen noch Polen gezwungen, unsere unversöhnlichen Todfeinde zu sein, und jetzt, nachdem England uns in einem so törichtigen Augenblick den Krieg erklärt hat, bin ich so logisch, jedes Grausen und Händeringen abzulehnen, da es kein Mittel zum Kampf ist. Dieser neue Weltkrieg geht gewiß vielen Leuten mächtig auf die Knochen, ich zweifle aber nicht, daß es einige

Zehntausende von meiner Art geben wird, die auch das übrige Volk zwingen werden, tadellos mitzumachen. Ich vermute, daß wir den Kampf gegen England mit der gleichen eiskalten Mathematik führen werden... vollkommen anders als das verschwommene Welt- und Kriegsbild Willems. Es ist gewiß ein wunderschönes Bild, daß ein noch von anno 1914 her so kriegsmüdes Volk von seinen Eisenmännern in die neue, wesentlich grausamere Kriegsentscheidung gepeitscht wird. Ich halte dabei die englische Bevölkerung für ziemlich städtisch entnervt, für wenig heroisch, für kulturell wertlos, abgesehen von einem alten Anstand. Der deutsche Mensch ist freilich ungefähr ebenso, und alten Anstand besitzt er nur noch wenig, dafür aber einen neuen Traum. Ein würdiges Gemetzel wird es auf alle Fälle, und wenn ich demnächst als Rakete vom Himmel herunterfallen sollte, so bekenne ich noch im letzten Augenblick: Wir haben etwas davon gehabt.

So, ich habe gesprochen. Es grüßt Sie tausendmal

Ihr X. X.

Das schrieb mir ein Rowdy, ein entkommener Verbrecher? O nein, das schrieb mir ein im Zivilleben höchst harmloser, guter Junge mit strahlendblauen Augen und einem unverwüstlichen Knabenlachen... ein Mann aus guter rheinischer Bürgerfamilie mit mancherlei Überlieferung und mancherlei Kulturambitionen. So eben geht das mit den vielen mühelosen Siegen und der „nationalsozialistischen Frömmigkeit“: sei die „Kiste noch so verrotzt“, man fliegt damit Gott dicht unter die Nase und sagt „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, sonst fahren wir nämlich mit einer ganz neuen deutschen Kälte drein und stellen sämtliche Erzengel an die Wand“. Ja, so geht es mit den Siegen. In dieser Tonart, in diesem Zuhälterjargon quäkt es nun aus allen Lautsprechern, fließt es aus den Federn dieser uniformierten Pressebengel, und wer etwas dawider hat, den denunzieren wir



bei der Gestapo, und Kinder denunzieren ihre Eltern, und der Bruder, wenn ein kleiner Gewinn dabei herauspringt, liefert die eigene Schwester ans Messer, und überhaupt ist Recht das, was Deutschland nützt . . .

Und der Endeffekt dieses anhebenden totalen Krieges ist die totale Überschwemmung des Erdballes mit dieser neudeutschen Generation, und wenn man keine Nachkommenschaft bekommt . . . oh, auch für diesen Fall hat deutsche Tüchtigkeit vorgesorgt: in München lebt ein junges Ehepaar, und da in der Familie des Mannes die Optikusatrophie erblich zu sein scheint, so hat er sich sterilisieren lassen. Da man aber nun einmal verpflichtet ist, Kinder zu bekommen, so schickt er seine Frau in den „Born der Jugend“. Dieser Born aber ist eine Organisation der SS., und ihr Büro ist am Lenbachplatz in einem Restgebäude der abgerissenen Synagoge untergebracht. Dort also liegt ein Album aus mit den Photos von garantiert zahnbürstenblonden SS.-Männern, und man kann à discrétion wählen und braucht nur dem Büro das erwählte Bild und den gewünschten Zuchtstier anzuzeichnen: sofort ist man in anderen, garantiert blonden Umständen und Mutter eines germanischen Frühlingsgottes, der Heinz-Dieter oder Eike heißt und späterhin mit einer ganz ungewohnten neudeutschen Kälte alles niederkämpft, was die neudeutsche Ordnung oder gar den Nationalsozialismus anzutasten wagt.

All dies also besorgt der „Born der Jugend“, München, Lenbachplatz Nr. 13, Telephon Nr. soundso. Deutschland voran in der Welt, sei es auch im Puff gezeugt.

Soweit wären wir denn also gekommen und so verhält es sich mit dem Volk, das am laufenden Bande Siege erringt. Offen gestanden, ich glaube nicht, daß hinter all dem eine Ideologie steht. Ich glaube weder an den Born der Jugend noch an germanische Frühlingsgötter, weder an Drachentöteraugen noch an Cherubsallüren, weder an die demonstrativ über den Schultern getragenen pinselblonden Zöpfe des BDM. („Seht mal, wie prachttoll naiv wir sind“) noch an die Landsknechttrommeln der Hitlerjugend. Ich glaube weder an eine neudeutsche Ordnung noch inmitten eines zu sechzig Prozent slawisch

Spätherbst 1932, als sein Stern aufzugehen schien, hat er mich des öfteren besucht, ihm verdanke ich meine Kenntnis der internen Vorgänge an der Jahreswende von 1932 auf 1933, und nie werde ich eine Äußerung vergessen, die er im November machte — damals, als die damaligen Wahlen der Partei nach allen ihren Triumphen den ersten katastrophalen Stimmverlust eingebracht hatten . . .

„Er kokettiert jetzt vor seinen Getreuen mit dem Selbstmord. Er ist solch ein Hysteriker, daß sie derlei nicht ernst zu nehmen brauchen, und so wird er leider auch nicht ernst machen. Immerhin liegt sein Schicksal jetzt auf des Messers Schneide. Wie ich ihn kenne, wird er jetzt, um an die Macht zu kommen, einen Desperadostreich versuchen. Mißlingt auch der und bekommt er seinen Willen nicht, so ist er, der Psychopath, ein für alle Mal fertig und wird unter ungeheuerem Gestank zerplatzen wie ein aufgeblasener Frosch.“ Man weiß, daß Gregor Strasser im Röhmputsch seine Opposition mit dem Leben hat bezahlen müssen — man hat, wenn ich einer mir gewordenen Information Glauben schenken darf, seine verstümmelte und verweste Leiche in einem Kornfeld gefunden. Es ist dabei kennzeichnend für den Geisteszustand des deutschen Volkes, wie seine Kinder auf den Tod des Vaters reagierten. „Er (Hitler) hat den Vater erschießen lassen, aber er ist doch unser Führer.“ So und nicht anders. Die Gattin von Strassers Freund Glaser, der in der gleichen Stunde in seiner Wohnung an der Münchner Amalienstraße abgeschlachtet wurde, hat sich über den Tod ihres Mannes ganz ähnlich geäußert. —

Eine Woche bin ich in Hechendorf am Pilsensee Gast meines Freundes Clemens zu Franckenstein, der noch zwei Wochen vor Kriegsausbruch in London ein Konzert dirigiert hat und Gast von Winston Churchill gewesen ist. Ich genieße diese Tage, hoch über dem herbstlich-melancholischen See, im Hause des alten Freundes. Wir sprechen über die kürzlich veröffentlichten, in ihrer Arroganz wirklich maßlosen Briefe, die Stephan George an Hugo von Hofmannsthal geschrieben hat, und zu



Clés Erheiterung erzähle ich ihm die Einzelheiten jener Audienz, die ich bei George hatte, als er mich, auf erhöhtem Sitz zwischen zwei silbernen Armleuchtern thronend, nach meiner Einstellung zu Aristoteles fragte, und zwei Stunden später sah ich dann den Dichterstürzen auf dem Heidelberger Bahnhof, wie er im Wartesaal II. Klasse fettspritzend und mit einem geradezu pöbelhaften Appetit ein Kasseler Rippspeer mit Sauerkraut verschlang. —

Wir sprechen auch über das kuriose und schier unglaubliche Rundschreiben, in dem Herr Hans Pfitzner bei allen deutschen Bühnenleitungen und natürlich auch bei allen einschlägigen Nazibehörden Klage darüber führt, daß man ihn, den germanischen Meister, vernachlässige, während man doch Verdi, den Mann der brutalen und blutriefenden Textbücher, ständig auf dem Spielplan halte . . .

Eine ganz nette Angelegenheit, bei der Pfitzner, dieser mühevoll Zusammenbastler der amüsichsten mir bekannten Musik, es wagt, sich mit dem Riesen Verdi . . . mit diesem letzten uns gewordenen, mühelos sich verströmenden Wunder, in einem Atemzuge und auf dem gleichen Papier zu nennen! Lange sprechen wir über ihn, über seine Minneleiden und über die rosa Papierblumen, die er in der „Rose vom Liebesgarten“ aus dem Schnürboden regnen läßt, und über das Veronal des zweiten Palestrinaaktes. Es war kurz vor dessen Uraufführung im heißen Sommer 1917, als ich, während der endlosen Proben im halbverdunkelten Zuschauerraum des Münchner Hoftheaters neben Paul Gräner sitzend, Pfitzner mit seinem bösen Schulmeistergesicht zwischen all den dort sitzenden Korrepetitoren, Choristen etc. herumstreichen sah und Paul Gräner bemerkte: „Da läuft er nun herum und notiert alle, die gelacht haben.“ Er pflegte nach den Proben seiner Werke die Orchesterstimmen auf etwaige an die Noten herangeschmierte Bemerkungen zu revidieren, er kam, als er einmal in einer Oboestimme das Wörtchen „Krampf“ vermerkt fand, wutschnaubend auf die Intendanz, verlangte wegen Pfitznerbeleidigung die sofortige und fristlose Ent-

I. das Vor- und Privatleben der hohen Hitlerschen Funktionäre zu erörtern,

II. vor Gericht bei etwaigen Strafprozessen einen Wahrheitsbeweis anzutreten, der zu Lasten dieser Halbgötter ginge.

In den „Öffentlichen Verleumdern“ aber lese ich den Vers:

Hoch schießt empor die Saat,  
Verwandelt sind die Lande,  
Die Menge lebt in Schande  
Und lacht der Schofeltat.  
Hier hat sich auch bewahrt  
Was erstens ward gefunden:  
Die Guten sind geschwunden,  
Die Schlechten stehn geschart.  
Wenn einstens diese Not  
Lang wie das Eis gebrochen,  
Dann wird davon gesprochen  
Wie von dem schwarzen Tod.  
Und einen Strohhalm baun  
Die Kinder auf der Heide,  
Zu brennen Lust aus Leide  
Und Licht aus altem Graun.

Man kann nota bene behaupten, daß dieses Gedicht, das der alte Keller in gespenstischer Vorausahnung geschrieben haben muß, gegenwärtig das populärste aller Kellerschen Gedichte innerhalb Deutschlands ist. Jeder kennt es, einer liest es dem anderen vor — ja, ich habe es letztthin in dem Steinickeschen Lokal in Schwabing erlebt, daß der alte Steinicke es seinen erstaunten Gästen vorlas. Die Gestapo rast vor Wut über diese Verse, die sie doch nun einmal nicht aus der Welt schaffen und nicht einmal hindern kann: schließlich sind selbst wir noch nicht so weit, daß man uns die Lektüre eines Kellerschen Gedichtes verbieten könnte...

Januar 1940.

Unity Mitford, von der ich letztthin sprach, hat sich also entleibt. Sie hat es zuerst, in einem Münchener Hotel,



kleidet, daneben steht, einen Kübel von Scheltworten, wie die Giesinger Vorstadt sie in solchen Fällen bereit hält. Auf ihr Geschrei und ihre „fünfzehn Jahre“ hin verhaften die beiden jungen Herren, die sich als Gestapo-beamte legitimieren, den armen Herrn Fischer, und wenige Tage später erzählt mir die Besitzerin des Regina-hotels die näheren Zusammenhänge. Das Mädchen ebenso wie die beiden Beamten handelten im Auftrag Ebersteins, der seinem Erzfeinde Wagner durch Kompromittierung eines Wagnerschützlings eins auswischen wollte — das ganze Arrangement war eine geschickt aufgebaute Falle, in die dieser Esel prompt hineinspazierte. Er soll vor den Staatsanwalt kommen und verschwindet, wird wohl aber, ein Kork auf dieser Brühe von Unrat, Blut und Tränen, bald wieder auftauchen — verjüngt und von Sünden rein. So rasch wie der Leiter des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps Oldenbourg, den man letzthin wegen einer Kognakschiebung zu Gefängnis verurteilte, so rasch auch wie Herr Julius Streicher, den neulich ein „Standesgericht“ sämtlicher Gauleiter aburteilte, weil er, der große antisemitische Heldenetor des Dritten Reiches, von reichen Nürnberger Juden Schmiergelder genommen hatte. Im Publikum behauptet man zwar, er sei erschossen worden, ich war aber von vornherein sicher, daß ihm, der ein paar Jahre vor dieser „Machtübernahme“ für Herrn Hitler einen lieben kleinen Kavaliersmeineid geschworen hatte, kein Haar würde gekrümmt werden. In der Tat sitzt er ruhig und unbehelligt auf seinem, weiß Gott wie ergaunerten Gut, das er freilich nicht mehr verlassen darf.

Übrigens ist er, der Herrlichste von allen, neuerdings im Besitz einer Maitresse, die freilich, den bekannten Umständen gemäß, nur eine „Maitresse en titre“ sein dürfte und Eva Braun heißt. Immerhin bewohnt sie in stets erreichbarer Nähe auf dem Obersalzberg eine ihr von ihrem Seladon eingerichtete Luxusvilla und spielt durchaus, wo nicht die Kaiserin, so jedenfalls doch die „Lady patroness“ des Dritten Reiches, verteilt Gnaden und Ungnaden und wird von allen, denen das Konzentrationslager droht, um ihre Fürsprache angefleht. Ein spitzbübischer Post-

meister, der sich jüngst unerlaubterweise in ein zwischen ihm und ihr geführtes Ferngespräch eingeschlichen hatte, wurde Ohrenzeuge, wie er sich, gewissermaßen an ihrem blonden Busen, über die vielen ihm applizierten Hormon- und Vitaminspritzen ausweinte. Nota bene gibt es auf dem Obersalzberg einen kompletten Harem von jungen Mädchen, die ganz nach dem Muster des Bockelsonschen und ganz im Stil jenes kleinen David, der Saul bei etwaigen Depressionen auf der Leier vorspielen mußte, vor dem großen Manitou tanzen, wenn er, der möblierte Zimmerherr aus der Münchener Barerstraße, von seinen staatsmännischen Sorgen heimgesucht wird. Diese jungen Mädchen entstammen, ganz wie bei Bockelson, durchwegs dem preußischen Adel, die Zuhälterin, die sie auswählt und dem Cäsar divus augustus zuführt, ist eine Frau von D., die im übrigen als Sekretärin des nun umgetauften Herrenklubs fungiert. Wie aber wäre es nun, wenn wir bei der unausbleiblichen Reinigung dieses als „Deutschland“ firmierenden Augiasstalles alles, was diesem Harem angehört hat, seiner letzten und ursprünglichen Bestimmung, nämlich den südamerikanischen Bordellen zuführen würden . . . ja, und wie wäre es wohl, wenn man, was nicht minder not tut, alle Adelsnamen, deren Träger durch Dienste in der SS., in der Gestapo, in der SA, ihren Schild beschmutzt haben, für ewige Zeiten aus den Matrikeln tilgte? In der kommenden Revolution hat Deutschland, was ich als konservativer Mann erkläre, eine allerletzte Gelegenheit zu einer gründlichen Selbstreinigung. Versäumt es auch diese Gelegenheit, so wird es für immer das bleiben, was es gegenwärtig und in seinen bourgeoisen Schichten (zu denen ich mit löblichen, aber seltenen Ausnahmen den gesamten preußischen Adel rechne) schon lange ist: eine Kloake. — Übrigens gibt es, um dieses trübe Kapitel zu beschließen, in der Umgebung dieses deutschen Perikles noch eine sehr dunkle Affäre, die der Aufklärung bedarf. Ich meine die seiner Nichte, die sich kurz vor dem Weihnachtsfest 1930 in seinem Absteigequartier an der Äußeren Prinzregentenstraße das Leben genommen hat. Es gibt Leute, die behaupten, das junge Ding habe ein



Und hier beginnt er, jener schmerzliche Riß, der heute durch mein Herz geht... durch das Herz eines jeden Mannes, für den Deutschland nicht identisch ist mit der Deutschen Bank oder dem Deutschen Stahlverein. Im Bestreben, auch die kümmerlichen Reste der deutschen Intelligenz in jene so bequeme amorphe Masse willfähriger Gemüsekrämer herabzudrücken, verlangt man aus „nationalen Gründen“ von mir die „Gleichschaltung“. Die nämliche Vergottung dieses Staates und des möblierten Zimmerherrn, der sich zu seinem Tyrannen gemacht hat. Die nämliche Anbetung von Betrug, Mord und Vertragsbruch also, das nämliche Geschrei, das nämliche Gejohl über niedergekämpfte Feinde, die als brennende Fackeln aus explodierenden Flugzeugen fallen.

Ja, man verlangt, und das ist wahrlich der Gipfel der Unverschämtheit, daß man alle auf Reisen und im Verkehr mit repräsentativen Männern der Umwelt gesammelten Erfahrungen vergißt und sich über die große Welt die offiziellen Parolen des Propagandaministeriums zu eigen macht — jene Meinungen, welche die heute als Diplomaten und Auslandsjournalisten getarnten Kommis und Volksschulmeister nach Hause berichtet haben. Ich soll mich, um meine Auseinandersetzung mit Gott mich bemühend, mir diesen niederträchtigen, durchaus gottesleugnerischen Satz zu eigen machen, wonach Recht das sei, was Deutschland nütze, ich soll mich, um einige Gesetze des Geschichtsablaufes und der Geopolitik wissend, dazu erniedrigen, mit der Canaille und dem Abschaum dieses Volkes an die Beständigkeit eines Staates zu glauben, dessen Magna charta der Vertragsbruch und das Verbrechen ist und dessen Fundamente im wesentlichen aus Propaganda bestehen? Letzthin in einem Berliner Kino habe ich jene Wochenschau gesehn... jene schauerliche Szene, wo Hitler, vor dem historischen Waggon im Walde von Compiègne die Nachricht von der französischen Kapitulation empfangend, wie ein Indianer auf einem Beine zu tanzen begann — ein den Bubi spielender alter Unflat, würdeloser als jener verbannte und heute still seine Sünden büßende Kaiser, da er, in seiner Sünden Maienblüte, bei Potsdamer Liebesmählern Garde-

Edelstein zwischen die beiden Fronten geraten war. „Es war wirklich militärisch uns und dem Feinde ohne Wert, es war noch nie von einer der beiden Parteien militärisch mißbraucht worden, Ludendorff aber war aufmerksam darauf geworden, weil ich seine Schonung empfahl und von seiner völlig nutzlosen Zerstörung nutzlosen Prestigeschaden befürchtete. Ludendorff hat gesiegt und schließlich wurde es gesprengt, schon um mir einen Tott anzutun. — Er haßte das Schloß nicht nur, weil ich es retten wollte, er haßte es, wie er alles haßte, was jenseits der Kasernenhofperspektive lag... den Geist, die Anmut, die Eleganz, alles, was das Leben lobenswert macht.“ Oh, man konnte diese Kaste, diese unwürdigen Enkel des großen Moltke, nicht besser kennzeichnen. Sie decken durch Jahre jeden Verrat, jede Mord- und Schändungsorgie, sie deckten sie, weil dieser Hitler sie wieder zum Exponenten dieses preußisch mißbrauchten Deutschlands machte, sie standen, bewaffnete Schreier, bei jedem seiner Schurkenstreiche, sie piffen auf das Elend all der Bombenopfer, der Häftlinge in den Konzentrationslagern und der Geistesverfolgung, sie piffen auf Deutschland und seinen Geist, weil jede Änderung des Regimes ein Ende ihrer Macht bedeutet hätte...

Und sie verraten jetzt, wo der Bankerott nicht mehr verheimlicht werden kann, die pleite gehende Firma, um sich ein politisches Alibi zu schaffen... sie, die als platteste Machiavellisten noch alles verraten haben, was ihren Machtanspruch belastete.

Das Land trauert um den Mißerfolg dieser Bombe und ich kann es unmöglich zum Ausdruck bringen, in welchem Maße diese allgemeine Landestrauer auch die meine ist. Die Generale aber? Man soll sie, wenn man Deutschland von der preußischen Häresie befreit, vernichten. Zusammen mit den industriellen Anstiftern dieses Krieges, zusammen mit seinen journalistischen Barden, zusammen mit Herrn Meißner und Hindenburg jun, und nicht zuletzt mit all dem Klüngel, der für das ungeheuerliche Verbrechen des 30. Januar 1933 verantwortlich ist.



Diese aber sollen zwanzig Fuß höher hängen als die übrigen.

Mögen die Lebendbleibenden ihr Leben vom Verkaufen von Zündhölzern und Altpapier fristen...

Als Karikaturen ihrer gestohlenen Macht, als Anstifter unermeßlichen Elends.

Ich kann nicht anders.

16. August 1944.

Die Luft ist voll Sterbens. Ich denke nicht einmal daran, was wir durchs Radio hören — daß man 5000 Offiziere erschossen habe, daß man alles, was, ohne etwa im Zusammenhang mit diesem Attentat zu stehn, der Partei mißliebig sei, morde, daß man, um ganze Arbeit zu leisten, mit den eigentlich Verdächtigen auch gleich die ganze Familie erschieße. . .

Nein, ich denke an etwas, was als schreckliche Ahnung uns umgibt, die sommerliche Luft füllt, das Licht der Sonne gespenstisch bricht, als lebten wir im Schein einer Totenfackel. Es ist die Gewißheit der Katastrophe, die uns alle erfüllt, das Od des Todes, das uns umgibt. Was soll werden mit diesem in seiner Wurzel verrohten Volk, dessen Jugend den Raub, den politischen Einbruchdiebstahl, die Ermordung ganzer Völker für eine ganz legitime Lebensfunktion hält und dessen militärische Führer keinen Augenblick gezögert haben, dies alles gut zu heißen, solange alles gut zu gehen schien.

Wir atmen Totenluft. Wir bedürfen jener Frauenschachtführerin nicht, die jüngst in Obing, einem harmlosen großen Bauerndorf, diesen „Führer“ rühmte, weil er „in seiner Güte für den Fall des unglücklichen Kriegsausgangs für das deutsche Volk einen sanften Tod durch Vergasung bereit hätte“. Oh, ich phantasiere nicht, diese liebenswerte Dame ist keineswegs eine Luftspiegelung, ich habe sie mit eigenen Augen gesehen: eine gelbhäutige Vierzigerin, mit dem irren Blick, den diese Weiber alle haben, denn ich erinnere daran, daß diese Hyänen nächst den Volksschulmeistern zu den rabiatesten Derwischen der Hitlerei gehören. Und was geschah? Haben diese